

Wöchentliche Beilage zur E. Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 36. 1891.

Seine Mutter.

Novelle von Emma Bittemann.

(Nachdruck verboten.)

Die Dämmerung eines kühlen, unfreundlichen Maiabends war an der Küste der Bretagne hereingebrochen. Durch den feuchten Nebelschleier, welcher, von dem Meere aufsteigend, sich an den steilen Klippen der Bucht hinzog, schimmerte schon da und dort ein Lichtschein aus den kleinen ärmlichen Fischerhütten zu dem jungen Manne hinüber, welcher, Ruder und Fischneke auf der Schulter tragend, mit rüstigen Schritten den steinigigen Weg vom Strande heraufkam.

Als er eben, nach links abbiegend, den Pfad betreten wollte, welcher zu dem unteren Theile des Dorfes führte, ertönte hinter ihm der Ruf einer hellen weiblichen Stimme: „Baptist! Baptist!“

Sich rasch umwendend, blieb der junge Mann stehen und blickte lächelnd der schlanken, zierlichen Mädchengestalt entgegen, welche mit im Winde flatternden Röcken auf ihn zueilte.

„Gi, Manon, was gibt es denn?“ rief er, „Du läufst ja mit dem Winde um die Wette!“

Manon, welche während dieser Worte bis zu ihm heran gekommen war, strich sich lachend die zerzausten braunen Haare aus der Stirne und begann eifrig, noch athemlos von dem

raschen Laufen: „Baptist, denke nur, das Glück! Seine Hochwürden hat zwei seiner Zimmer vermietet —“

„Das ist gut für ihn, aber was wir Beide damit zu schaffen haben, sehe ich nicht recht ein,“ unterbrach sie Baptist, den Arm um ihre Taille legend.

„So warte doch! Laß mich nur erst ausreden! Die alte Babette ist nicht mehr so stink auf den Beinen. Darum hat sie eben jetzt mit mir gesprochen, ob ich, so lange der Fremde hier ist, seine Zimmer in Ordnung halten, bei Tische aufwarten und die Botengänge für das Haus besorgen wolle. Dafür werde mir Seine Hochwürden wöchentlich drei



Entenjagd mit der Lockente im Venetianischen. (S. 284)

Franken — denke nur, Baptist, volle drei Franken — geben!

Sie sprach die Summe voll und wichtig aus und schaute dabei mit den braunen, glänzenden Augen voller Freude zu Baptist auf, welcher überrascht ausrief: „Wie, so viel Geld in einer Woche? Da wünsche ich Dir Glück, kleine Manon!“ und ihr einen Kuß auf die frischen rothen Lippen drückend, fuhr er fröhlich fort: „Da ist der Sorge um Deine Aussteuer mit einem Male ein Ende gemacht! Wenn Du hübsch vorsichtig einkaufst, bleibt vielleicht noch etwas für Küchengeräth übrig. Dazu kommt die Leinwand, welche die Mutter für uns spinnt. — Wahrhaftig, Manon, wir halten Hochzeit, noch bevor die langen Winterabende beginnen!“

Manon nickte zustimmend mit dem hübschen braunen Krauskopfe. „Gewiß, Baptist, gewiß! Wir gehen das nächste Mal zusammen nach St. Renan, um dort unsere Einkäufe zu machen. Aber weißt Du,“ fuhr sie fort, ihre Hände vertraulich auf der Schulter des jungen Fischers zusammensaltend, „ehe ich an Schüsseln und Töpfe denken kann, muß ich zuerst ein Paar lange goldene Ohrringe haben, wie Clairette sie trägt. Dazu ein breites rothes Band für meine Haube, eine seidene Schürze und einen bunten Rock für die Festtage. Ich freue mich wie ein Kind darauf, endlich auch einmal gepußt zur Kirche gehen zu können.“

Und in dem Gedanken an die kommende Herrlichkeit schlug sie wirklich wie ein Kind vor Freude in die Hände und lachte so lustig auf, daß ihre kleinen weißen Zähne sichtbar wurden.

Ueber Baptist's Gesicht aber flog bei diesen Worten ein Schatten. Ein leiser Vorwurf lag in dem Tone, in welchem er sagte: „Ich hätte denken sollen, daß Dir die Einrichtung unseres künftigen Hausstandes mehr Freude machen werde, als alle Bänder und Röcke der Welt. Mutter hat in ihrem Leben nie etwas Anderes getragen, als ihre selbstgesponnenen Kleider und —“

„Deine Mutter,“ unterbrach ihn Manon, die Lippen aufwerfend und leicht mit der Achsel zuckend, „Deine Mutter ist eine alte Frau.“

„War aber auch einmal jung und hübsch, wie Du,“ fiel Baptist ein. „Doch sei es drum! Wenn Dein Herz an diesen Dingen hängt, kaufe so viel davon, als Du nur magst, obgleich ich nicht einsehen kann, wozu Du Dich so aufpuzen willst. Du bist in Deinem einfachen Röckchen doch noch zehnmal schöner, als alle die Anderen zusammengenommen in ihren besten Festtagskleidern.“

Ein selbstbewußtes Lächeln spielte bei diesen Worten um Manon's kleinen rothen Mund, welches jedoch wieder verschwand, als Baptist hinzufügte: „Was die Ohrringe betrifft, so laß das meine Sorge sein. Auf dem Jahrmarkt in St. Renan will ich Dir selbst ein Paar kaufen, wenn sie auch freilich nicht so kostbar sein werden, wie die Clairette's.“

Manon nickte dem jungen Manne zwar freundlich zu und drückte ihm dankbar die Hand, war aber in ihrem Inneren nicht so ganz mit diesem Vorschlage einverstanden. Sie hätte doch gar zu gerne ein recht glänzendes, in die Augen fallendes Ohrgehänge gehabt!

Nachdenklich schritt sie eine Weile neben Baptist her. Erst als dieser sie um nähere Auskunft über den wunderlichen Fremdling anging, welcher die seltsame Idee hatte, sich für einige Zeit in diesem abgelegenen, reizlosen Fischerdörfchen zu vergraben, erhielt sie ihre frühere Lebhaftigkeit wieder. Sie erzählte, daß, soviel sie von der nicht sehr redseligen Babette habe erfahren können, der Fremde ein vornehmer Herr aus einer großen Stadt im Süden

sei, deren Namen sie noch nie vorher gehört und auch gleich wieder vergessen habe. Babette meinte, so viel Seine Hochwürden aus dem Briefe herausbekommen könne, sei der Herr ein Maler, aber nur so zu seinem Vergnügen. Wahrscheinlich wolle er sich das Meer oder die Felsen hier ansehen und sie abmalen. „Was er aber davon hat, das weiß ich nicht,“ unterbrach Manon ihren Bericht, indem sie geringföchtig nach den kahlen, zerrissenen Klippen blickte, welche das Dorf rings umschlossen und kaum Platz genug für die wenigen Hütten und die verkümmerten Stückchen Gärten ließen, worin die Einwohner ihre Gemüse und Kartoffeln zogen.

„Du kannst Dir nicht denken,“ fuhr sie hierauf fort, „wie schön es in den beiden Stuben ist, die er bewohnen soll. Buntgestreifte wirkliche Tapeten sind an den Wänden aufgeklebt, und an den Fenstern hängen lange weiße Vorhänge herab. Ach, wenn es unser-eins doch auch nur einmal so gut haben könnte!“

„Ach was!“ rief Baptist. „Wenn man sich lieb hat, gesund ist und tüchtig arbeiten kann, liegt wenig daran, ob die Wände Tapeten haben oder nicht.“

„Ja, ja! Aber es wäre eben doch noch viel hübscher, wenn wir dazu nur etwas bessere Kleider, ein netteres, größeres Häuschen hätten und uns auch einmal ab und zu einen guten Tag machen könnten.“

Ein ernster Blick des jungen Mannes traf sie. „Sprich nicht so, Manon,“ sagte er fast traurig. „Es klingt wie ein Vorwurf, daß ich Dir kein besseres Loos zu bieten vermag.“

„So mußt Du das nicht nehmen,“ unterbrach ihn Jene rasch, ihm ihre verarbeitete, aber doch wohlgeformte kleine Hand vor den Mund haltend. „Ich würde mit Dir in einem Bretterstalle hausen, wenn es gerade sein müßte. Ich dachte nur — ich meinte — Doch lassen wir das! Komm' lieber mit mir und sieh Dir einmal die Stuben an. Babette erlaubt es wohl, daß ich sie Dir zeige.“

„Nein, Manon, ich kann nicht mit Dir gehen. Es ist zu spät, und die Mutter wird schon mit dem Abendbrode auf mich warten.“

„Deine Mutter und immer wieder Deine Mutter! Ich glaube wirklich, Du hast sie lieber als mich,“ schmollte Manon.

Als Antwort darauf faßte Baptist Manon's Arm, und ihr Gesicht zu sich emporhebend, blickte er ihr tief und lange in die dunklen Augen. Endlich sagte er langsam: „Wie lieb Du mir bist, das weißt, das begreifst Du nicht einmal. Mein Leben, ja die ewige Seligkeit ist mir nichts ohne Dich. Und eher als ich Dich ließe, wollte ich mit eigenen Händen —“ Er brach ab, als er den erstaunten, ängstlichen Blick bemerkte, womit Manon zu ihm aufsaß, noch mehr betroffen durch die unterdrückte Leidenschaft in seinem Tone, als durch die Worte selbst. Sich zu ihr herabbeugend, sagte er ihr mit einem Kusse gute Nacht und schritt rasch in die zunehmende Dunkelheit hinein, um durch verdoppelte Eile die versäumte Zeit wieder einzuholen.

Das Ziel seiner Wanderung war eine von den unansehnlichsten Hütten, welche am äußersten Ende des Dorfes, dicht an der schroff hinter demselben emporsteigenden Felsenwand verstreut lagen. Aber freundlich flackerte ihm das helle Feuer auf dem Herde entgegen, als er, gebückt durch die niedere Thüre tretend, sich unmittelbar in der Küche befand, welche, durch keinen Vorraum von der Außenwelt getrennt, zugleich der Hauptaufenthaltort der Familie war, wie es in dieser Gegend üblich ist.

An dem aus rothen Sandsteinen gemauerten Herde stand eine stattliche Matrone und rührte eifrig in dem Kessel herum, welcher, an einer eisernen Kette befestigt, über dem offenen Feuer

aus Keifern und Hobelspänen hing. Sie wandte sich bei Baptist's Eintritt freundlich nickend um und rief: „Du kommst heute spät, mein Junge!“

„Ja, Mutter,“ entgegnete dieser, indem er Neze und Ruder von der Schulter nahm und sie in der Ecke hinter der Thüre niederlegte. „Ich habe mich mit Manon ein wenig verplaudert. Um so mehr freue ich mich jetzt auf meine gute Suppe.“

„Die ist bereit, mein Sohn,“ erwiderte die Mutter und hob den Kessel, dessen Inhalt brodelnd und zischend dünne Wölkchen nach dem umfangreichen geschwärzten Rauchfange emporsandte, von dem Herde.

Während sie zwei Holzschüsseln mit der dicken Suppe anfüllte, welche aus Gemüseresten und verkochten Kartoffeln bestand, hatte Baptist die schweren Wasserstiesel mit ein paar Holzschuhen vertauscht und sich an den blattgeschneierten Tisch gesetzt, auf welchem zwei hölzerne Böffel, ein großer Laib groben schwarzen Brodes und ein Messer lagen. Jetzt brachte die Mutter die beiden dampfenden Schüsseln herbei, und nachdem sie mit gefalteten Händen ein kurzes Tischgebet gesprochen hatte, setzte sie sich dem Sohne gegenüber, sich gleich ihm das Abendbrod trefflich schmecken lassend.

Die Aehnlichkeit zwischen Mutter und Sohn war unverkennbar. Beide hatten die gleichen, etwas scharfen, aber regelmäßigen Züge, die gleichen dunkelblonden dichten Haare, nur daß sie bei der Mutter schon reichlich mit grauen Fäden durchzogen waren. Beide hatten ernste, graublaue Augen, die bei dem Sohne gelegentlich zornig aufblitzen konnten, bei ihr dagegen selten jenen Ausdruck stiller Trauer verloren, der so oft in dem Blicke einer Wittwe liegt.

Während des Essens erzählte Baptist der Mutter, was ihm Manon mitgetheilt hatte, wie sie dadurch dem ersehnten Ziele mit einem Male um so viel näher gerückt seien. Jene sprach in herzlichsten Worten ihre Freude darüber aus und erbot sich selbst, wegen der Aussteuer mit Manon nach St. Renan zu gehen. Baptist's Brauen zogen sich unmutig zusammen, als er dabei der Worte seiner Braut gedachte, und er erwiderte in herbem Tone: „Das heißt, wenn etwas dafür übrig bleibt, nachdem sie sich die bunten Bänder, seidnen Schürzen und, was weiß ich, noch Alles angeschafft hat. Ich möchte wissen, Mutter, ob es außer Dir noch ein einziges Frauenzimmer gibt, das nicht immer und zuerst an ihren Fuß denkt.“

Die Mutter legte ihre Hand begütigend auf die des Sohnes. „Das mußt Du ihr nicht gar zu sehr verargen, Baptist,“ sagte sie. „Sie ist hübsch und noch so jung. Da ist es wohl natürlich, daß sie sich gerne ein wenig puht. Bedenke nur auch, daß sie bei ihrer alten, halb kindischen Großmutter aufgewachsen ist, welche sich nicht viel um das Kind kümmerte. Sieh es ihr deshalb nach, wenn sie nicht immer so ist, wie vielleicht andere junge Mädchen, die eine Mutter gelehrt und erzogen hat. Das gibt sich schon, wenn sie einmal Deine Frau ist. Und gib Acht, wenn sie erst ein kleines, herziges Ding in ihren Armen wiegen darf, ob ihr Sinn dann noch nach bunten Bändern und Plüsch steht!“

Dankbar blickte der Sohn zu seiner Mutter auf. Die warmen Worte, welche sie für Manon gesprochen hatte, thaten ihm um so wohler, als er es sehr gut wußte, daß sie ihm die Tochter des Nachbarn Pierre, die sanfte, blonde Clairette, zugebacht hatte, mit welcher er aufgewachsen war. Er wußte wohl, daß er an jenem Morgen, an welchem Manon einwilligte, sein Weib zu werden, den Lieblingswunsch seiner Mutter zu nichte gemacht hatte, obgleich diese niemals ein Wort darüber äußerte und seine Braut freundlich als ihre Tochter will-

kommen hieß. Wer weiß? Vielleicht würde er sich seiner Mutter zu Liebe auch mit der Zeit an den Gedanken gewöhnt haben, in dem schlechten, lassen Mädchen, welches ihm stets nur wie eine gute Schwester erschien, seine künftige Frau zu sehen, wenn es ihm Manon's strahlende Augen und ihr lachender, rother Mund nicht angethan hätten. Vielleicht zog das heitere, lebhaftes Wesen des jungen Mädchens ihn um so unwiderstehlicher an, weil es gerade den Gegensatz zu seiner ernstern, etwas düsteren Gemüthsanlage bildete, wie sie den Küstenbewohnern der Bretagne meistens zu eigen ist.

Und während er sich seinem jungen Liebesglücke von ganzer Seele hingab, bemerkte er es nicht einmal, daß Clairette noch stiller und bleicher wurde, als sie vordem war, und nur selten noch zu seiner Mutter herüber kam.

„Du magst Recht haben, Mutter,“ sagte Baptist lächelnd, indem die Wolke von seiner Stirn schwand. „Du bist eine kluge Frau und verstehst Dich wohl besser auf ein Mädchenherz, als ich.“

Den geleerten Holzsteller von sich schiebend, stand er auf und machte sich an die Arbeit, womit er, wenn gerade keine Reke oder das Boot auszubessern waren, seine freien Stunden ausfüllte. Seine Beschäftigung bestand darin, daß er sich allerlei Hausgeräthe zurecht zimmerte, so gut er es eben verstand. Die Gestelle für Küchengeräthe, die Kästen und Holzstühle, welche er zu Stande brachte, waren freilich plump genug, aber man war hier nicht verwöhnt und machte weiter keine Ansprüche, als an Haltbarkeit und Billigkeit der Dinge.

Nachdem Mutter Marguerite den Tisch abgeräumt, den Kessel gesäubert und den Herd wieder in Ordnung gebracht hatte, holte sie ihr Spinnrad herbei. Es so dicht wie möglich an die qualmende Dellampe rückend, welche auf einem Vorsprung in der Mauer stand und mit ihrem Lichte spärlich genug den Raum erhellte, begann sie emsig zu spinnen. Leise schnurrte das Mädchen, von Baptist's Hämmern und Sägen überhört. Er piff sich ein Liedchen dabei und schaute ab und zu mit freundlichem Lächeln nach der Mutter hinüber, welche ihre Augen kaum von dem Sohne abzuwenden vermochte. Die Liebe zu ihm erfüllte ja ihr ganzes treues, starkes Herz! War er doch auch ihr Einzig und Alles, seitdem der Vater vor langen Jahren auf offenem Meere, von einem Unwetter überrascht, ertrunken war, und sie mit dem Knaben allein in der Welt zurückgelassen hatte.

Ein paar Tage darauf, es war gerade ein Feiertag, war die größere Hälfte der freilich nicht sehr zahlreichen Einwohner des Küstendorfes vor dem Pfarrhause versammelt, um den Fremden ankommen zu sehen, der sich dort eingemietet hatte. Das Haus des Pfarrherrn, das etwas erhöht neben der Kirche lag, war die einzige Gebäulichkeit im ganzen Dorfe, welches diesen Namen verdiente. Die übrigen Wohnungen waren nicht mehr als Hütten, die neben der Küche gewöhnlich nur noch zwei, höchstens drei enge, dunkle Kammern aufzuweisen hatten, in welchen die oft zahlreiche Familie zur Nacht untergebracht wurde.

Es gab viel Elend unter der armen Bevölkerung, deren männlicher Theil dem Fischfange oblag, während die Frauen Spitzen klöppelten, oder um geringen Verdienst spannen. Der Pfarrherr, dessen Besoldung eine sehr mäßige war und kaum ausreichte, um ihn seinem Stande gemäß leben zu lassen, theilte dieses Wenige noch oft genug mit den Bedürftigsten seiner kleinen Gemeinde. Um seine Hilfeleistung weiter ausdehnen zu können, hatte er den gewagten Entschluß gefaßt, das obere unbenutzte Stockwerk seiner Wohnung zum Ver-

miethen herrichten zu lassen, und schickte seit Jahren unermüdet beim Beginne des Sommers eine Anzeige an die Zeitungen einiger größerer Städte. Bis jetzt jedoch war dieser Versuch ohne Erfolg geblieben. Wer sich an der kräftigen Meeresluft erquickte, an dem ewig wechselnden, immer großartigen Anblicke des unendlichen Oceans erfreuen wollte, suchte sich eine wohllichere, schöner gelegene Stätte dazu aus, als das einsame, weltentlegene Fischerdorf, in welchem nicht einmal den allerbescheidensten Ansprüchen an die Bequemlichkeiten des Lebens Rechnung getragen war. Um so größer war das freudige Erstaunen des guten Pfarrherrn, als ihm von einem Herrn Maurice Vereuil aus Marseille das unerwartete Anerbieten wurde, zwei seiner Zimmer für eine längere Zeit zu miethen.

Seine Hochwürden befand sich fast in einer ebenso großen Aufregung, wie seine Pfarrkinder, welche das Haus umstanden, um den Wagen zu erwarten, der von der Poststation des nächsten Städtchens aus den Ankommenden hierher bringen sollte. Endlich, nach langem Harren, rollte das sehr primitive Gefährt, hoch mit Gepäckstücken beladen, schwerfällig die steile Landstraße daher und hielt vor dem Pfarrhause still.

Dienstfertig sprang einer der Umstehenden hinzu, um den Wagenschlag zu öffnen. Ein noch junger, eleganter Mann stieg gemächlich aus. Gleichgiltig streiften die schwarzen, etwas müden Augen über die Versammlung hin und blieben nur einen Moment länger auf dem hübschen, frischen Gesichte Manon's haften, welche neben Baptist stand und schüchtern knirte, als der Fremde an ihr vorüber der Hausthüre zuschritt, auf deren Schwelle der Pfarrherr ihm entgegenkam, um ihn unter seinem Dache willkommen zu heißen. Jener schnitt die Begrüßung jedoch ziemlich kurz ab, indem er bat, daß man ihm unverweilt seine Zimmer anweisen möge, da er von der beschwerlichen weiten Reise sehr ermüdet und der Erholung dringend bedürftig sei.

Der freundliche alte Mann führte ihn darauf sofort die schmale, hölzerne Treppe hinauf, und nachdem nicht ohne großes Gepolter die Koffer ebenfalls in den oberen Stock befördert und im Zimmer niedergestellt waren, befand sich Maurice Vereuil in seiner neuen Wohnung allein.

Verächtlich musterte er die einfache Einrichtung derselben, die grellen Tapeten, die steifgestärkten Vorhänge, welche Manon als der Trugbegriff alles Luxus erschienen waren. Er trat an das Fenster und schaute hinaus. Ein bitteres Lächeln spielte um die bartlosen, schmalen Lippen, als sein Blick über die zerklüfteten Felsen, den öden, steinigten Strand, die unermessliche blaugraue Wasserfläche flog.

Etwas wie einen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd, wandte er sich endlich ab und warf sich in die Ecke des altmodischen Strohsophas, welches das Hauptstück der ganzen Einrichtung bildete.

Lange saß er da und überließ sich seinen, dem verdrossenen Ausdrücke des feinen, etwas bleichen Gesichtes nach zu schließen, nicht sehr erfreulichen Gedanken. Seufzend stand er endlich auf, öffnete einen der Koffer, nahm Mappe nebst Schreibzeug heraus, rückte den etwas wackeligen Tisch näher an das Fenster und begann zu schreiben. Der Inhalt des Briefes lautete:

„Mein lieber Henri!

Da sitze ich in dem verwünschten Neste, welches Du mir als ein sicheres Versteck ausfindig gemacht hast. Wahrhaftig, sicher genug bin ich in dem elenden Loch, von welchem die wenigsten Menschen wissen, daß es überhaupt auf dem Erdenrund existirt. Selbst

der ergrimmteste meiner Gläubiger wird mich hier nicht suchen. Daß auch Alles auf einmal zusammenkommen mußte! Gerade als ob sich die ganze Welt auf einmal gegen mich verschworen hätte! Die Duellgeschichte hat auch nicht übel Staub aufgewirbelt und mir bei meinem gestrengen Schwager den Rest gegeben. Da blieb mir freilich keine Wahl, als Deinem Rathe zu folgen und für einige Zeit zu verschwinden. Aber ich beschwöre Dich, Henri, biete Deine ganze wohlbekannte Energie auf, um meine Gläubiger so bald als möglich zu einem Vergleiche zu bewegen! Suche mit Deiner unwiderstehlichen Beredtbarkeit meine Schwester dahin zu bringen, daß sie noch einmal ein gutes Wort bei ihrem Gatten für mich einlege. Denn das sage ich Dir: lange halte ich es hier nicht aus! Mein Malgeräthe wird wahrscheinlich ruhig im Koffer verbleiben. Um etwas an den öden Felsen, den kammervollen Hütten, dem grauen Sande ringsum zu finden, was mich zur Wiedergabe reizen könnte, dazu fehlt es mir absolut an der sogenannten künstlerischen Begeisterung, die auch dem trostlosesten Gegenstande noch eine malerische Seite abzugewinnen weiß. Auch reichen für solche Scenerien meine nur dilettantisch betriebenen Studien nicht aus. Was bleibt mir also zum Zeitvertreib übrig? Vielleicht ab und zu mit einem von den Bauernlummeln, welche vorhin, sich um meinen Wagen drängend, mich mit offenen Mäulern anstarrten, in das Meer hinauszufahren und dem Fischfange zuzusehen. Dazu kommt noch die Gesellschaft Seiner Hochwürden beim Mittag- und Abendbrod, der nicht ermangeln wird, mich dabei mit salbungsvollen Redensarten zu erbauen und wohl erwartet, daß ich an Sonntagen seine langweiligen Predigten anhöre. Schöne Ausflüchte das! Am liebsten holte ich meinen Pistolenkasten hervor und jagte mir eine Kugel durch den Kopf. Für heute genug.

Dein Maurice.“

Maurice faltete und schloß den Brief, blickte aber vergeblich nach einem Schellenzuge umher, um irgend einen dienstbaren Geist herbeizuklingeln, dem er die Besorgung seines Briefes auftragen könne. Seine Laune wurde dadurch nicht gerade besser. Er wollte seinem Herzen eben durch eine erneute Verwünschung des elenden Nestes Luft machen, als leise an die Thüre geklopft wurde, und Manon mit dem besten Knirze, den sie zu machen verstand, eintrat.

In wohlgelegten Worten, welche ihr Babette, die alte Haushälterin, vorher sorgfältig eingepreßt hatte, richtete sie aus, daß das Essen aufgetragen sei, und seine Hochwürden den Herrn ersuchen lasse, herunter zu kommen.

Maurice's schwarze Augen mutterten mit sichtbarem Wohlgefallen Manon's pitantes Gesicht und zierliche Gestalt.

Seine Stimme klang viel sanfter und freundlicher, wie bei seiner Anrede an den würdigen Pfarrherrn, als er lächelnd fragte: „Wer bist Du denn und wie heißt Du, mein schönes Kind?“

„Ich heiße Manon und helfe im Hause, so lange der Herr hier verweilt. Ich habe des Herrn Zimmer in Ordnung zu halten.“

Dabei erhob Manon zum ersten Male den bis dahin gesenkten Blick und schaute fast ehrfurchtsvoll nach den alten Strohsühlen, der bunten Tapete und den weißen Vorhängen hin.

Maurice's schmale Lippen verzogen sich zu einem spöttischen Lächeln, als er diesen Blick bemerkte. Den Brief aufnehmend, sagte er:

„Nun, Manon, da weißt Du mir vielleicht auch anzugeben, auf welche Weise ich dieses Schreiben nach der Poststation befördern kann.“

„Wenn der Herr mir den Brief anvertrauen will, werde ich ihn nachher selbst hintragen,“ erwiderte diese.

„Wie, Du wolltest noch heute den weiten Weg hin und wieder zurück machen?“

„Warum nicht, Herr? Das habe ich schon oft gethan. Ich werde nicht so leicht müde.“

„Die Abende sind noch nicht so lang. Auf dem Rückwege wird Dich die Dunkelheit überraschen. Fürchtest Du Dich nicht?“

„O nein! Baptist geht mit mir.“

„Und wer ist Baptist?“

„Mein Bräutigam, Herr!“ erwiderte Manon erröthend, mit zu Boden geschlagenen Augen.

„Das ist doch nicht etwa der große, blonde Junge, welchen ich vorhin neben Dir stehen sah?“

„Doch, Herr! Das ist Baptist!“

„Der? Wirklich?“

Es lag etwas unbeschreiblich Gering-schätziges in dem gedehnten Tone, den verwundert emporgezogenen Augenbrauen.

Das Blut schoß Manon nach dem Kopfe und denselben trotzig in den Nacken werfend, entgegnete sie kurz: „Ja, Herr, eben der. Im Herbst halten wir Hochzeit.“

Aber sonderbar. So bereit Manon auch war, eine Verunglimpfung ihres Auserkorenen als eine persönliche Beleidigung aufzunehmen, hatte sie bei Maurice's spöttischem Lächeln doch eine ganz eigene Empfindung überkommen. Zum ersten Male in ihrem Leben fuhr ihr blitzschnell so etwas wie eine unbestimmte Vorstellung durch den Kopf, daß sie eigentlich zu gut für ein so bescheidenes Loos sei.

„Wahrlich, Herr Baptist ist zu beneiden,“ bemerkte Maurice lachend. „Oder gibt es hier im Dorfe noch mehr so schöne Mädchen wie Du?“ Dabei drückte er ihr den Brief nebst einem Geldstücke zum Lohne für ihre Mühe in die Hand, und bat das erröthende Mädchen, ihn nach dem Speisesaal Seiner Hochwürden zu geleiten.

Ein Speisesaal war es nun freilich nicht, worin der Pfarrherr seinen Gast empfing, sondern nur die Studirstube, welche nebenbei auch für alle anderen Vorkommnisse des täglichen Lebens als Schauplatz diente.

Maurice begrüßte den alten Herrn jetzt mit größerer Höflichkeit als am Morgen und ließ sich ihm gegenüber an dem gedeckten Tische nieder. Er fühlte seine vorhin noch so düstere, verzweifelte Stimmung wesentlich gebessert. Dazu trug der Umstand nicht wenig bei, daß, wenn auch die Gerichte, welche ihm vorgesetzt wurden, so einfach wie nur möglich waren, selbst fein verwöhnter Gaumen an der Zubereitung derselben nichts anzusetzen fand, und Manon bei Tische servirte.

Das Vergnügen, welches er dabei empfand,

das junge Mädchen zu beobachten, wie es mit angeborener, natürlicher Anmuth seines Amtes waltete, und mit Kennerblicken jeden Zug des wirklich auffallend schönen Gesichtes zu studiren, halfen ihm über die Langeweile hinweg, welche ihm die etwas breite, wortreiche Unterhaltung des würdigen Pfarrers sonst ohne Zweifel verursacht haben würde. In einer ganz anderen Gemüthsverfassung als die, in welcher er angekommen war, stieg Maurice nach beendeter Mahlzeit wieder in sein Zimmer hinauf. Er steckte sich eine Cigarette an, öffnete nicht ohne Schwierigkeit eines der kleinen, schweren Schiebefenster und blickte, mit gekreuzten Armen auf

begibt sich in der Morgenfrühe zu einem der am Meeresstrande liegenden Dörfer, wo mit Hilfe eines Fischers, der das „Handwerkzeug“ zu der Jagd verleiht, das Weitere in Scene gesetzt wird. Zuerst muß der Jäger seine Kopfbedeckung mit einem großen Strohhut vertauschen und dann in ein 4 bis 5 Fuß hohes, wohlgeheertes Faß steigen, das von dem Fischer 50 bis 60 Schritte weit in das zur Ebbezeit am Strande ganz leichte Meer hinausgeschoben wird. Nun wird die aus Holz geschnitzte, bemalte und täuschend einer wirklichen Ente ähnliche Lockente angelegt und mittelst einer langen Schnur am Faße befestigt, worauf der Fischer sich entfernt. Der Jäger braucht sich hierauf in seinem Faße nur möglichst ruhig zu verhalten und zu warten, bis sich ein Flug Enten, getäuscht durch die von den Wellen leise

geschaukelte und scheinbar dort in Ruhe Nahrung suchende Lockente, seinem Standorte nähert. Ist das Wild in rechter Schußnähe, so reißt der Jäger schnell die Doppelpfinte an die Wange und feuert.



Natalie, Königin von Serbien.

Natalie, Königin von Serbien.

(Mit Porträt.)

Die jüngst erfolgte gewalttame Ausweisung der Königin Natalie von Serbien aus Belgrad, wobei es zu beklagenswerthen Unruhen gekommen ist, hat abermals die allgemeine Aufmerksamkeit auf die geschiedene Gemahlin Milan's hingelenkt. Die Königin, deren Bildniß wir nebenstehend bringen, erblickte am 2. Mai 1859 als Tochter des russischen Obersten Grafen v. Reschko und dessen Gemahlin Bulcharia, einer geborenen Prinzessin Sturdza, auf dem Gute ihrer Eltern im walachischen Kreise Rischnew das Licht der Welt. Sie verlor ihren Vater früh und kam dann in das Haus ihres Oheims und Vormundes, des Fürsten Muruzi, der abwechselnd in Odessa und Paris lebte. Bereits in ihrem sechzehnten Jahre wurde die junge und blendend schöne Gräfin Natalie zur Gattin des damaligen Fürsten Milan von Serbien bestimmt, und die Vermählung fand auch am 17. Oktober 1875 in der Kathedrale zu Belgrad

den Sims gelehnt, auf die zerstreuten Hütten zu seinen Füßen hinab.

„Ich werde doch wohl Farben und Pinsel auspacken müssen,“ murmelte er dabei vor sich hin. „Es gibt doch mehr an dieser Kiste, das des Malens werth ist, als ich zuerst dachte. Da ist zum Beispiel Manon. Die hübsche kleine Bäuerin in ihrer originellen Tracht müßte keine üble Skizze geben.“

(Fortsetzung folgt.)

Entenjagd mit der Lockente im Venetianischen.

(Mit Bild auf Seite 281.)

Besonders originell ist die Entenjagd, wie sie im Venetianischen meist ausgeübt wird, nämlich mit der Lockente (siehe unser Bild auf S. 281). Der Jäger

statt. Kaum elf Monate später, am 14. August 1876, gebar die Fürstin ihrem Gemahle einen Sohn und Thronerben, den jetzigen König Alexander I., und die Ehe schien eine durchaus glückliche zu sein. Auch der Ehrgeiz der fürstlichen Frau fand seine Rechnung, indem am 6. März 1882 Fürst Milan den Königstitel annahm. Trotzdem trat eine immer entschiedener werdende Entfremdung zwischen den Gatten ein, die zu den bekannnten späteren Ereignissen und der 1888 ausgesprochenen Scheidung geführt hat. Die Königin hat diese Scheidung bisher aber nicht anerkannt; sie begab sich Ende 1889 nach Belgrad zurück und suchte dort politischen Einfluß zu gewinnen, bis jetzt am 19. Mai ihre Ausweisung vollzogen wurde. Am 18. bereits sollte sie an Bord des Donaudampfers „Deligrad“ gebracht werden. Es kam jedoch zu einem förmlichen Straßenkampfe, und erst in der Frühe des 19. wurde Natalie nach Semlin gebracht.

Humoristisches: Die Verwandlung.

Von Max Scholz.



Lord Splenton unternahm allein
'Ne Fahrt 'mal in's Gebirg hinein,
Dieweil mit Föhren Jedermann
Ja heutzutag' schon steigen kann.
Bald steht er hoch sechstausend Fuß
Und labt sich am Naturgenuß,
Ein klarer See thut ein ihn laden,
So hoch da oben 'mal zu baden.
Ja, denkt er, das wär' in der That
Ein ganz besonders felt'nes Bad,
Von welchem ich dann weit und breit
Erzählen könnt' noch manche Zeit.
Am Abhang steht ein altes Kreuz,
D'ran hängt er seinen Schirm bereits,
Damit er an den Griff sodann
Sich seine Sachen hängen kann.
Bald baumelt d'ran die Garderobe,
Und er in Adam's Wochtagsrobe
Springt lustig in die klare Fluth,



Aha, wie thut das Bad ihm gut!
Doch als er so recht im Genuß,
Erhebt sich frisch ein Blasius,
Setzt unter'n Schirm sich voller Hohn —
Adjes die Sachen, Macker John!
Auch der Cylinder fliegt davon,
Der Alpenzephyr hat ihm schon.



Zu spät stürzt Splenton aus dem See,
Die Sachen sind längst fort — o weh,
Und er steht da sechstausend Fuß
Hoch, wie Apoll von Ephejus.

Im tiefen Thale an der Quelle
Lag ein zerklümpertes Fehlgesele
Und seufzte: „Ach Du lieber Gott,
Mich hungert und ich hab' kein Brod,
Dort aus dem Dorf jagt' man mich raus,
Ich sah halt zu gefährlich aus.
Möcht doch der Himmel mich beglücken
Und mir 'ne milde Gabe schicken!“
Kaum ist sein Wunsch dem Mund entflohn,
Da sieht er etwas schweben schon
Aus hoher Luft auf sich herunter,
Poß Wetter — ist das gar ein Wunder? —



Ein Hut, ein Schirm und unten d'ran
Ein ganzer Anzug für 'nen Mann. —
Bald hat Freund Bummel ihn erjagt,
Ha, wie ihm dieser Fang behagt!
Fort mit den alten Lumpen schnelle,
Bald steht als Lord er an der Quelle
Und zieht hervor die stramme Börse:
„Ha, ha, ich gut benützen wer' je.



Nun schnell noch 'mal in's Dorf zurücke,
Daß ich erst meinen Leib equide,
Die alten Lumpen mit Vergnügen
Daß ich hier an der Quelle liegen.“

Nach dreien Stunden kommt alsbald
Vorbei 'ne jammernde Gestalt,
Wie bloßer man sie nie gefeh'n,
Und bleibt entzückt dort unten stehn,
Dieweil sie an der Quelle Rand
Die abgelegten Lumpen fand.



„O,“ rief Lord Splenton, „seh' ich recht?
Sie sind zwar sozusagen schlecht,
Doch hab' ich Recht wohl, wenn ich meine,
Sie sind doch besser als gar keine.“
Und schlammig kleidet er sich an
Und fählt sich froh als Bettelmann.
Sein Wagen zeigte ihm zur Feil,
Wie's Bettlern meist zu Muthe ist,
Wenn in der Tasche sie kein Geld,
Für das man schließlich was erbält.
Ein Dörslein steht er vor sich liegen,
Drauf schreiet zu er mit Vergnügen.



Da kommt ein Herr auf halben Wegen
Just aus dem Dorfe ihm entgegen,
Poß Wetter, g'rad solch' ein Kostüm
Gehört' noch heute Morgen ihm,
Wie wunderbar der Zufall zeigt,
Daß ein Anzug dem andern gleicht!
Der Herr steht erst und ist erschaut,
Dann spricht er freundlich gut gelaunt:



„Du armer Kerl willst jechten gehn
In jenes Dorf? — Das laß mir schön,
Ich weiß, dort wirst Du nichts genießen,
Da wird man einfach 'rausgeschmissen.“
D'rauf zieht er seine volle Börse,
Splenton denkt beinah, seine wär' je,
Und gibt ihm einen Thaler blank:
„Hier laße Dich mit Speis und Trant,
Ich weiß genau, wie weh es thut,
Wenn man kein Geld und Hunger hat.“
Drauf ging der Herr in's Thal hernieder
Und Splenton sah ihn niemals wieder.
Für diesen Thaler fährt voll Glück
Der Lord in sein Hotel zurück,
Woselbst er sich legitimirt
Und dann auf's Neue restaurirt,



Noch oft des braven Herrn er denkt,
Der ihm 'nen Thaler hat geschenkt,
Der mußt' von hohem Stande sein,
Manier und Anzug war so fein,
Als hätte er sich selbst gelehrt
Etwas vor einem Spiegel sehn.
Man sieht, das Sprichwort, sonst wie heute,
Sagt richtig: „Kleider machen Leute.“

Mein ist die Rache.

Erzählung von A. Wertheim.

1. (Nachdruck verboten.)

Mit zu Boden gesenktem Kopfe, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, ging in seinem Comptoir der Kaufmann Eduard Zöllner auf und ab. In seinen Gesichtszügen malte sich Unruhe, ja Kummer, und die ganze Erscheinung des Mannes, der am Ende der fünfziger Jahre stehen mochte, schien darauf hinzudeuten, daß eine schwere, unsichtbare Last auf seinen Schultern lag.

Leise öffnete sich die Thüre, und ein Mädchen von ungefähr neunzehn Jahren, in einfachem, hellem Kleide trat in das Zimmer.

„Was bringst Du?“ fragte Zöllner. „Ist etwas vorgefallen?“

„Nein!“ entgegnete das Mädchen. „Ich kam nur, um Dich zu fragen, ob Du nicht etwas zum Frühstück zu Dir nehmen willst. Die Zeit dazu ist längst vorüber, und Du hast noch nicht gegessen.“

„Ich danke Dir, Emilie,“ erwiderte Zöllner, „ich werde heute nicht frühstücken. Ich habe ganz und gar keinen Appetit.“

„Du bist krank?“ fragte zögernd und besorgt Emilie.

„Nein, nein! Ich bin nicht krank, aber ich habe viel zu thun. Laß mich allein!“

„Nein, nein!“ sagte Emilie und warf sich an des Vaters Brust. „Warum hast Du kein Vertrauen zu mir? Seit vielen Tagen schon sehe ich, daß Du nachdenklicher, daß Du trüber gestimmt bist, daß Dich irgend etwas bedrückt, daß Du keinem Menschen offenbarst. Ich habe Nachts an der Thür Deines Schlafzimmers gehorcht und habe Dich ruhelos und schwer seufzend auf und ab gehen hören. Eine furchtbare Angst hat sich meiner bemächtigt. Ich weiß nicht, was Dich so tief bekümmern kann, aber es ist mir, als ob jeden Augenblick eine furchterliche Katastrophe eintreten müßte. Ich beschwöre Dich, Vater, sage mir ein Wort der Beruhigung, und kannst Du mir dieses nicht sagen, so vertraue mir die ganze Wahrheit an, sie ist besser als diese Angst!“

Zöllner fuhr mit der Hand über die Augen und begann nach einer Pause: „Seit Monaten schon werde ich von Unglück, von furchtbaren Schlägen in meinem Geschäft verfolgt, die sämmtlich so unerwartet und auch so dicht hintereinander fielen, daß ich fürchte, unmittelbar vor dem Bankerott zu stehen. Meine ausländischen Beziehungen, auf denen mein großes Geschäft aufgebaut ist, versagen plötzlich allenthalben den Dienst. Es ist, als ob eine geheimnißvolle Macht den Kampf gegen mich begonnen hätte, der mit meinem Verderben enden soll. Man scheint alles Vertrauen zu mir verloren zu haben, von allen Seiten kommen Abfragebriefe, und diejenigen Firmen, welche Forderungen an mich haben, fordern ungestüm Bezahlung. Mein Kredit ist erschüttert, der Kredit aber ist die Grundlage, auf welcher das ganze kaufmännische Geschäft beruht. Ich weiß nicht, was weiter werden soll. Es wäre mir fürchterlich, das Geschäft, das ich so mühsam in dreißig Jahren emporgebracht habe, zusammenfallen zu sehen und dann die Schande zu ertragen, als Bankerotteur von dannen zu ziehen.“

Zöllner bedeckte das Gesicht mit der linken Hand, während Emilie die rechte festhielt.

„Vater, mein armer Vater!“ sagte sie erschüttert. „Welch' furchtbares Leid und welchen Kummer hast Du verschlossen in Deiner Brust herumgetragen! Ich bin nur ein schwaches Mädchen und ich weiß nicht, wie ich Dir helfen soll. Ich kann Dich nur bitten, Muth zu fassen, vielleicht wird noch Alles besser, als Du denkst.“

Sie warf sich an die Brust des Vaters

und drückte einen zärtlichen Kuß auf seine Lippen. Dann verließ sie fest und mit erhobnem Kopf das Zimmer.

Das Haus Zöllner's lag ziemlich am Ausgange der Stadt, hatte einen villenartigen Charakter und war von einem großen Garten umgeben, an den sich unmittelbar ein zweiter, noch größerer anschloß. Inmitten dieses Nachbargartens stand verborgen unter Bäumen eine Villa, in welcher einsiedlerisch ein alter Herr, ein Brasilianer, lebte, von dessen Reichthum man sich die fabelhaftesten Dinge erzählte. Er hieß Morison und schloß sich von der Außenwelt fast vollständig ab.

In den letzten Wochen allerdings war etwas mehr Leben in die einsame Villa gekommen, denn es war dort Besuch eingekehrt, ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, ein Neffe des Brasilianers und zwar ein Deutscher, Namens Benno Beschkau.

Der Garten Morison's stieß, wie erwähnt, an den Zöllner's, und als Benno am Tage nach seiner Ankunft im Garten seines Onkels spazieren ging, kam plötzlich über die Mauer ein Stück Holz geflogen, das aus dem Zöllner'schen Garten herausgeschleudert worden war und den jungen Mann auf die Schulter traf. Benno war zuerst bestürzt und dann sehr ärgerlich. Rasch sprang er auf die Mauer hinauf und sah jenseits derselben eine junge Dame mit dem Rechen in der Hand bei der Gartenarbeit beschäftigt, und diese sah ebenso erstaunt auf den auf der Mauer sitzenden jungen Mann. Als die Dame aber erfuhr, daß das Stück Holz, welches sie von einem Beete aufgenommen und fortgeworfen hatte, über die Mauer geflogen war und dort beinahe ein Unglück angerichtet hätte, gerieth sie in Verwirrung. Beschkau's Zorn aber war bei dem Anblick des schönen jungen Mädchens sofort verworfen. So wurde das Stück Holz zum Vermittler einer Bekanntschaft, die schließlich in Liebe überging, denn merkwürdigerweise war Benno stets im Park seines Onkels und sogar auf der Mauer des Parkes, wenn Fräulein Zöllner im Garten ihres Vaters die Blumen pflanzte.

Eines Tages wurde Benno von seinem Onkel zu einer Unterredung befohlen. Erwartungsvoll saß er dem alten Herrn gegenüber, bis dieser endlich begann: „Ich will heute einmal von Deinen kaufmännischen Kenntnissen und Erfahrungen Gebrauch machen. Du sollst mir etwas ausführen helfen, was ich seit langer Zeit vorbereitete. Willst Du Dir einmal dieses Aktenstück hier durchsehen? Es enthält Wechsel, Korrespondenzen u. s. w. Lies es recht aufmerksam durch, damit Du weißt, um was es sich handelt.“

Benno nahm das Aktenstück zur Hand und erstaunte nicht wenig, als er gleich auf der ersten Seite den Namen Zöllner fand. Er las weiter und fand immer wieder den Namen des Nachbarn, überzeugte sich auch bald, daß es sich um keinen Anderen, als den Vater Emilien's handelte.

„Nun, hast Du Dich von der Sache unterrichtet?“ fragte Morison.

„Allerdings. Ich ersehe, daß es sich um unseren Nachbar, um E. Zöllner, die Exportfirma, handelt.“

Bei der Nennung dieses Namens leuchtete etwas in den Augen Morison's auf, das seinen Neffen erschrecken ließ.

„Allerdings handelt es sich um diese Firma; Du wirst auch gesehen haben, wie es mit ihr steht.“

„Sie ist verloren,“ sagte Benno, „wenn die Mittel, die in diesem Aktenstück vereinigt sind, zur Anwendung gebracht, wenn diese Forderungen auf einmal geltend gemacht werden.“

„Wichtig! Die Firma ist verloren und soll

verloren sein. Du wirst Dich in die Sache hineinsetzen, mir einen Auszug der Forderungen aus diesem Aktenstück machen und das Geschäft, das sich daraus entwickelt, zum Abschluß bringen, indem Du bei Herrn Zöllner wegen der Forderungen anfragst und ihn sofort zwingst, sich für insolvent zu erklären, wenn er nicht zahlt, was er auf keinen Fall kann.“

„Ich soll —“ rief Benno aufspringend, „ich soll die Firma Zöllner zwingen, sich für insolvent zu erklären?“

„Ich denke,“ unterbrach ihn der Onkel, „das haben wir bereits besprochen. Der Mann soll zu Grunde gerichtet werden.“

„Möchtest Du nicht die Freundlichkeit haben, begann Benno, „mir mitzutheilen, welchen Grund Du hast, den Mann in's Unglück zu stürzen?“

„Sage einmal,“ entgegnete darauf Morison ziemlich scharf, „seit wann habe ich Dir die Erlaubniß gegeben, mich nach den Motiven meiner Handlungen zu fragen? Ich erwarte von Dir Gehorsam und Erfüllung der von mir gegebenen Befehle. Ich bin es nicht gewöhnt, Widerspruch zu dulden, am allerwenigsten von einem Menschen, wie Du, der mir Alles verdankt!“

Gerade die letzte Erwähnung der Wohlthaten, die Morison seinem Neffen erwiesen hatte, verletzete diesen mehr als alles Andere. Er entgegnete deshalb ziemlich heftig:

„Du hast mir allerdings Wohlthaten erwiesen, ich hätte aber nicht geglaubt, daß Du sie mir in dieser Weise vorwerfen würdest. Noch weniger aber glaubte ich, daß Du mir diese Wohlthaten nur deshalb erwiesest, weil Du annahmst, ich würde zum Danke dafür Dein gefügiges Werkzeug in einer solchen Sache sein. Du irrst Dich, ich gebe meine Hand nicht dazu her, um ein — eine Schlechtigkeit gegen einen anderen Menschen auszuführen.“

Benno hatte ziemlich erregt gesprochen, aber er erschrak selbst über die Wendung, die seine Antwort genommen hatte. In dem Augenblicke, als das Wort Schlechtigkeit von seinen Lippen fiel, sah er den Onkel erbleichen, dann aber zog über das Gesicht desselben ein fürchterliches, eisiges Lächeln.

„So also steht es mit Dir?“ sagte er voll Hohn. „Ich habe mich also doch nicht getäuscht! Ich merkte wohl, daß Du Beziehungen zu der Tochter jenes Mannes unterhältst, ich habe indeß geglaubt, daß es sich um eine Liebeslei handele, bei der Dein Herz nicht theilhaftig sei. Ich ließ Dich gewähren. Nun aber merke Dir: ich habe Dir Wohlthaten erwiesen, weil Du der Sohn meiner Schwester bist. Ich erwartete allerdings dafür, daß Du ein gefügiges Werkzeug in meinen Händen würdest. Ich will Dir Deine augenblickliche Erregtheit und Deine beleidigenden Worte verzeihen und frage Dich: willst Du jetzt meinen Befehl ausführen oder nicht? Willst Du fernerhin, ohne zu fragen und zu widersprechen, thun, was ich Dir auftrage, oder nicht?“

„Ich will,“ entgegnete Benno, sich beherrschend, „jeden Deiner Aufträge ausführen, soweit es sich mit meinem Gewissen verträgt.“

„Du hast hier keine Bedingungen zu stellen! Wer Bedingungen zu machen hat, das bin ich! Ich frage noch einmal: willst Du die Zöllner'sche Angelegenheit nach meinem Auftrage zum Austrag bringen, oder nicht?“

„Nein!“ entgegnete Benno fest, „das kann ich nicht.“

„Es ist gut! Es weiß Jeder am besten, was er zu thun hat. Von diesem Augenblicke an sind wir von einander geschieden. — Sie werden mich verbinden, Herr Beschkau, wenn Sie noch heute mein Haus verlassen. Auf weitere Unterstützungen von mir haben Sie nicht zu rechnen.“

Benno war wohl im ersten Augenblick bestürzt über diese Handlungsweise des Onkels, aber bald hatte er sich gefaßt. Ruhig antwortete er: „Thu, was Du nicht lassen kannst. Ich werde gehen, ich verzichte auf die Hilfe eines Menschen, der mit der Eristenz und mit der Ehre anderer Leute ein so frevelhaftes Spiel treibt. Zwischen uns ist in der That Alles aus, so wie Du es gesagt hast, aber merke es Dir wohl, von heute ab werde ich Dir entgegenarbeiten. Ich bin entschlossen, was in meinen Kräften steht, zu thun, um zu verhindern, daß Du Dein böses Vorhaben gegen den Nachbar zur Ausführung bringst, ich werde ihm zur Seite stehen und Alles thun, um das Unrecht wieder gut zu machen, das Du ihm zufügen willst.“

2.

Emilie hielt sich am nächsten Tage in dem Zimmer, das an ihres Vaters Comptoir stieß, auf und horchte auf jedes Geräusch, das von dort her zu ihr drang. Plötzlich vernahm sie, daß Jemand an die Thüre des Comptoirs klopfte und auf das „Herein“ des Vaters eintrat. Unwillkürlich stand sie auf und trat an die Thüre, durch welche sie fast jedes Wort deutlich verstehen konnte.

„Mein Name ist Morison,“ sagte der Eintretende, „und ich komme zu Ihnen in einer geschäftlichen Angelegenheit.“

„Bitte, nehmen Sie Platz!“ hörte Emilie den Vater sagen, dann wurden Stühle gerückt, und gleich darauf ertönte wiederum die eintönige Stimme des Fremden.

„Ich habe einige Forderungen und Wechsel an Sie in Höhe von einhundertachtzigtausend Thalern. Ich wollte mir die Anfrage erlauben, ob ich auf augenblickliche Begleichung meiner Forderungen, von deren Rechtmäßigkeit Sie sich durch die betreffenden Papiere überzeugen können, rechnen darf.“

Eine Pause trat ein, die der Lauschenden fürchterlich erschien, dann hörte sie die gepreßte Stimme ihres Vaters: „Ich glaube wohl, daß ich Sie, mein Herr, vollständig befriedigen kann, wenn Sie mir nur Zeit dazu lassen.“

„Die Zeit beträgt vierundzwanzig Stunden,“ entgegnete der Fremde.

„Das heißt also, Sie wollen mich ruiniren?“ versetzte Zöllner erregt. „Endlich sehe ich klar, daß Sie der Mann sind, der mich mit aller Gewalt in's Unglück stürzen will und der deshalb alle Forderungen an mich aufgekauft hat. Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mit solchem Eifer mich zu verderben trachten?“

„Ich bin Adolph Brand, einst Dein bester Freund, den Du vor sechsundzwanzig Jahren in's Glend gebracht hast!“ sagte Morison.

Emilie hörte ihren Vater aufschreien, dann aber den Fremden fortfahren: „Damals verkehrten wir Beide im Hause des Mannes, dessen Tochter Deine Frau geworden ist. Wir Beide liebten das Mädchen, und sie wurde die Deine, weil Du einen Schurkenstreich an mir begingst. Wir lebten damals in einer Zeit politischer Erregung und Verfolgung. Du hast mich als Demagogen denunzirt, wenn auch nicht mit Unrecht; ja, ich war Mitglied eines demagogischen Vereins, ich war sogar Schriftführer dieses Vereins, und Du, der Du dieses wußtest, gabst mich der Behörde an, um Dich eines Nebenbuhlers zu entledigen. Dein Plan gelang nur zu gut! Ich wurde verhaftet, es gelang mir zwar, zu entfliehen, aber ich mußte Deutschland auf lange Jahre verlassen. Du benutztest meine Abwesenheit, um das Mädchen, das ich liebte, heimzuführen, mit ihrem Gelde dies Geschäft zu errichten, das Du jetzt zusammenbrechen siehst. Erst nach Jahren erfuhr ich, wem ich diesen Schurkenstreich zu verdanken hatte, und damals beschloß ich, mein Leben der Rache an Dir zu weihen. Ich habe mir Reichthümer

erworben, um Dich zu verderben, ich habe mich hier in Deiner unmittelbaren Nachbarschaft angesiedelt, als ich, von der inzwischen erlassenen Amnestie Gebrauch machend, zurückkehrte. Ich wollte dabei sein, wenn Du zum Bettler würdest, und diese Stunde der Abrechnung ist jetzt gekommen.“

„Brand!“ schrie Zöllner in höchster Erregung. „Ich schwöre Dir, Du bist falsch berichtet, ich habe keinen Bubenstreich an Dir begangen! Ja, ich bin allerdings zum Verräther an Dir geworden, aber ohne es zu ahnen. Einer jener geheimen Agenten, die in jener Zeit ein Gewerbe machten aus der Verfolgung und Entdeckung Verdächtiger, wußte sich in mein Vertrauen einzuschleichen; ich hielt ihn für Deinen und meinen Freund und machte ihm Mittheilung von Deiner Theilnahme an den Umtrieben. Ich habe schwer gelitten unter dem Gedanken, daß ich durch meine Unvorsichtigkeit zum Verräther an Dir wurde, aber absichtlich habe ich es nicht gethan. Ich schwöre es Dir zu!“

„Schwöre nicht!“ entgegnete Morison oder, wie er sich selbst genannt hatte, Brand. „Schwöre nicht! Du hast es wenigstens vortrefflich verstanden, die Verhältnisse auszunutzen, als ich fort war. Was Du zu Deiner Entschuldigung anführst, ich glaube es nicht. Ich bin gekommen, um mich an Dir zu rächen, und will meine Rache haben. Deinem Schicksal sollst Du nicht entgehen.“

Niedergeschmettert hatte Zöllner diese Antwort vernommen. Im nächsten Augenblicke sprang die Thür auf, die zu dem Wohnzimmer neben dem Comptoir führte, und Emilie stürzte daraus hervor und dem Feinde ihres Vaters zu Füßen.

„Haben Sie Erbarmen!“ schrie sie. „Ich habe Alles gehört! Was auch mein Vater gethan hat, er hat es gewiß ohne böse Absicht gethan! Haben Sie Mitleid mit meinem grauen Haar! Haben Sie Mitleid mit ihm um aller der entsetzlichen Sorgen willen, die er in den letzten Monaten ausgestanden hat!“

„Geben Sie sich keine unnütze Mühe,“ sagte Brand kalt. „Ich bin kein Freund sentimentaler Scenen!“

Im nächsten Augenblick fiel die Thüre hinter ihm in's Schloß, und Vater und Tochter waren allein.

Wenn den unglücklichen Kaufmann etwas trösten konnte, so war es in dieser Stunde die Liebe und Anhänglichkeit seiner Tochter. Beide hatten sich endlich einigermaßen beruhigt, und eben wollte sich Emilie aus dem Comptoir entfernen, als wiederum an die Thüre geklopft wurde, und unmittelbar darauf Benno Beschtau eintrat. Bei seinem Anblick erröthete Emilie und blieb wie gebannt stehen.

Benno wendete sich zu dem erstaunten Zöllner und erklärte: „Ich bin der Nefse des Mannes, der eben bei Ihnen war. Zu welchem Zwecke er hier war, weiß ich, denn er hatte ursprünglich mich zu diesem Auftrage bestimmt. Ich habe infolge dessen das Haus meines Onkels für immer verlassen und komme jetzt zu Ihnen, um Ihnen Hilfe zu leisten. Was ich Ihnen anbieten kann, besteht in meiner persönlichen Thätigkeit. Ich bin Kaufmann, habe die Welt gesehen, glaube etwas gelernt zu haben und verstehe mich besonders auf Ihr Geschäft. Dann verfüge ich auch über ein kleines Kapital. Von meinem Onkel erhielt ich früher reichliche Zuwendungen, aus denen ich mir Ersparnisse machte, und ich wußte diese nicht besser anzuwenden, als indem ich damit wieder gut mache, was mein Onkel in seiner Rachsucht verschuldet. Nehmen Sie mich an, Herr Zöllner, als Ihren Freund, als Ihren Gehilfen, wenn Sie wollen, als Ihren Theilhaber. Ihr Geschäft wird

wohl nicht zu retten sein, vielleicht aber können wir zusammen ein neues begründen, wozu meine Mittel ausreichen würden. Ich bin gerade jetzt zu Ihnen gekommen, weil ich mir dachte, es würde Ihnen angenehm sein, in dieser Stunde einen Freund und Helfer neben sich zu wissen.“

Zöllner blickte wie erstarrt auf den jungen Mann, der mit einer Begeisterung geredet hatte, die dem alten Kaufmann Thränen in die Augen trieb.

„Sie erscheinen uns wie ein Engel,“ sagte er, „und wenn ich auch kaum annehmen darf, daß Sie mich retten, so thut mir doch Ihre Theilnahme unendlich wohl. Aber wollen Sie mir nicht mittheilen, was mir das Glück verschafft, in Ihnen einen so hilfsbereiten Freund zu finden, in Ihnen, den ich bisher gar nicht gekannt?“

Benno blickte mit leuchtenden Augen auf Emilie, deren Gesicht sich bei seinen Worten verklärt hatte, und die ihm, wenn auch nicht mit Worten, so doch mit Blicken, mit erhobenen Händen und Zeichen dankte.

„Ich thue diesen Schritt allerdings nicht ohne egoistische Absichten, Herr Zöllner. Ich kenne Ihre Tochter schon seit längerer Zeit und liebe sie.“

In diesem Augenblick ertönte von der Straßher Geschrei. Ein Volkshaufe näherte sich dem Hause Zöllner's, und unwillkürlich trat dieser an das Fenster, während ihm Benno und Emilie folgten. Inmitten der Menschenmenge erblickte man zwei Schutzleute, die einen Gefangenen führten.

Als dieser dem Fenster sich gegenüber befand, stieß Benno einen Ruf des Erstaunens aus. Er hatte in dem Gefangenen seinen Onkel erkannt.

Morison hatte Zöllner verlassen mit dem Gefühl befriedigter Rache im Herzen. Seit Jahren hatte er diesen Augenblick herbeigesehnt, und doch, jetzt, wo er gekommen, war der Genuß derselben nicht ungetrübt. Zorn mischte sich darein über das Betragen seines Nefsen; eine leise Selbstanklage im innersten Herzen kam dazu, seine Erregung zu vergrößern.

Als er nach seiner Villa zurückging und den Vorgarten betrat, sah er einen zerlumpten Jungen, welcher die Blumenbeete plünderte, seine selbstgezogenen Lieblinge in rohester Weise abriß, wohl um dieselben in der Stadt zu verkaufen.

Außer sich vor Zorn schrie er den Knaben an, der mit der Leichtigkeit einer Rache sofort über das eiserne Gitter sprang und sich zu entfernen suchte. Morison wollte ihm nachsehen, aber sein lahrender Fuß machte ihn darauf aufmerksam, daß es mit dem Laufen für ihn vorbei war. Er rief daher dem Knaben nochmals ein Halt zu, worauf dieser sich herum drehte, dem alten Herrn eine höhnische Grimasse schnitt und dann seine Flucht fortsetzte. Dies brachte den schon auf's Höchste erregten Mann außer sich, er riß einen schweren Tropfstein aus der Beeteinfassung und warf denselben mit aller Gewalt nach dem Knaben. Dieser schien schwer getroffen worden zu sein, denn er schrie laut auf, taumelte noch einige Schritte vorwärts und stürzte dann zusammen.

Morison bekümmerte sich nicht weiter um ihn, sondern begab sich in die Villa zurück, wo er sich in sein Zimmer einschloß. Dort wurde er zwei Stunden später durch den Besuch des Polizeibeamten überrascht, der ihm die Mittheilung zu machen kam, daß er verhaftet sei, und zwar wegen Todtschlags. Der Stein hatte den flüchtigen Blumendieb an der Schläfe getroffen und den Tod desselben herbeigeführt.

Als am nächsten Morgen der Gefängniswärter die Thüre der Zelle öffnete, in welcher Morison untergebracht worden war, fand er

diesen am Ofen erhängt vor. Auf das Leere Vorsatzblatt der Bibel, welche sich in der Zelle des Untersuchungsgefangenen befand, hatte Morison mit Bleistift Folgendes geschrieben:

„Lebt Alle wohl und verzeihet mir! Mein ist die Rache, ich will vergelten!“ spricht der Herr.“

Kurz darauf erfolgte in aller Stille die Vermählung Benno's und Emilien's. Schon vorher hatten Zöllner und sein zukünftiger Schwiegerohn, welcher der Universalerbe seines Onkels war, unter vereinigter Firma das alte Geschäft fortgeführt, das nun binnen wenigen Jahren auf eine Höhe gebracht wurde, wie nie vorher.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Diplomatische Notizen im Alterthum. — Als Alexander der Große auf seinem Eroberungszuge gegen Persien begriffen war, trafen ihn in Kleinasien Boten des Persefönigs Darius an und überreichten ihm einen Brief, einen Ball, eine Ruthe und ein Kästchen mit Gold. Der Brief lautete also:

„Darius, der König der Könige, der Götter Blutsverwandter und selbst ein Gott, ich heiße und befehle Dir Alexander, meinem Diener, kehre um zu Deinen Eltern, meinen Sklaven, und schlafe ein im Schoße Deiner Mutter. Ich sende Dir eine Ruthe, einen Ball und einiges Gold. Die Ruthe soll Dir sagen, daß Du junger Mensch noch der Erziehung bedarfst, der Ball, daß Du mit Deinen Altersgenossen spielen magst, das Gold aber habe ich Dir gesandt, damit ihr wenigstens, wenn ihr demnächst zu hungern anfanget, das nöthige Reisegeld zur Rückkehr in die Heimath habt. Wenn Du aber meinen Befehlen nicht gehorchst, so werde ich meine Häfcher gegen Dich aus-senden, Dich zu fangen, und dann wirst Du nicht mehr wie ein Knabe mit der Ruthe gezüchtigt, sondern wie ein Aufrehrer gekreuzigt werden.“

Nach drei Tagen erwiderte Alexander das Schreiben wie folgt: „Der König Alexander sendet dem König Darius seinen Gruß. Es ist aber schmähslich, daß Du, Darius, ein so gewaltiger Herr und ein Blutsverwandter der Götter, nun binnen Kurzem der elende Sklave eines kleinen Knaben, mit Namen Alexander, werden wirst. Denn ich ziehe jetzt gegen Dich aus, nicht wie gegen einen Gott, sondern wie gegen einen gewöhnlichen Bräuhans. Das war leichtsinnig von Dir, daß Du uns Dein schönes Gold zeigtest; wir werden nun gegen Dich um so tapferer kämpfen, um mehr davon zu erobern. Wenn ich Dich nun besiegt habe, so werde ich hochberühmt sein, denn dann habe ich ja den Großkönig, den göttlichen Darius, besiegt. Wenn Du aber mich besiegt, so hast Du nichts Besondere's vollbracht, denn dann hast Du ja nur einen dummen Jungen gefangen. Deine Geschenke habe ich als gute Vorzeichen gerne angenommen. Denn mit der Ruthe werde ich Deine Barbaren schlagen, und mit dem Ball hast Du mir kundgethan, daß ich mich des Erdballes bemächtigen werde.“ Wenige Monate später fielen des Darius' Mutter, Gemahlin und Töchter in des siegreichen Alexander's Hände, und der König der Könige wäre drei Jahre später froh gewesen, wenn er nur selbst sich dem edlen Makedonier als Gefangenen hätte übergeben können; aber sein Loos war es, von eines Verräthers Dolch zu sterben. [Thm.]

Mozart's Nachlaß. — Gegenüber den 676 un-

sterblichen Fondstichtungen, die der Meister hinterließ und die manchen Theaterdirektor und Musikalienhändler zu reichen Leuten machten, stand bei seinem Tode (5. Dezember 1791) ein trauriges Erbe für seine Hinterbliebenen: ein Barbetrag von ganzen 60 Gulden und Habseligkeiten im Schätzungswerte von 532 Gulden 9 Kreuzer, also eine Gesamtsumme von 592 Gulden 9 Kreuzer. Dagegen waren Forderungen von 918 Gulden 16 Kreuzer angemeldet, wonach also 326 Gulden 7 Kreuzer als ungedeckter Rückstand blieben, ungerechnet der unangemeldeten Schulden, welche, wie die Wittve Konstanze in der Audienz bei Kaiser Leopold II. versicherte, „mit ungefähr 3000 Gulden bezahlt werden könnten.“ (Diese Summe wurde sofort durch Konzertaufführungen aufgebracht.) [Kl.]

Gefährliche Beweisführung. — Graf Wilhelm von Bückeberg unterhielt sich einst mit mehreren hohen Offizieren, die bei ihm zum Besuche weilten, über die Wirkung von Pulverminen und behauptete, das Aufspringen einer solchen sei auf die Minute zu berechnen. Die Generale widersprachen dem, und der Graf blieb im Unrecht. Einige Tage später sah er mit seinen Gästen in einem Gartenhause bei Tische und hatte die Uhr neben seinem Teller liegen, von Zeit zu Zeit einen Blick auf dieselbe werfend. Als abgegessen war, erhob er sich und sagte: „Meine Herren, es ist Zeit, daß wir uns entfernen, meine

Berechnung lautet auf Punkt fünf Uhr, und bis dahin haben wir nur noch zwei Minuten.“ Die Offiziere wußten nicht, was der Graf meinte, aber sie folgten ihm hinaus in den Garten. Kaum waren sie dort angelangt, als das Gartenhaus in die Luft flog. Kaltblütig zeigte der Graf seine Uhr. „Überzeugen Sie sich, meine Herren,“ jagte er, „es ist fünf Uhr, genau die Stunde, zu welcher ich das Explodiren der Mine berechnet hatte. Meinen Worten glaubten Sie nicht, deshalb mußte ich Ihnen meine Behauptung beweisen.“

Seit dieser Zeit wagte es Niemand mehr, ähnlichen Behauptungen des Grafen zu widersprechen. [M. L.]

Froben's Tod in der Schlacht bei Fehrbellin.

(Mit Abbildung.)

In der Schlacht bei Fehrbellin am 18. Juni 1675, durch die Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst von Brandenburg, die Schweden aus seinem Lande trieb, soll Emanuel v. Froben, der Stallmeister des Kurfürsten, diesem durch seinen mehrfach dichterisch verherrlichten Opfertod das Leben gerettet haben. Der Kurfürst ritt einen prächtig aufgezäum-



Froben's Tod in der Schlacht bei Fehrbellin.

ten Schimmel, auf dem er sich überall zeigte, wo die Gefahr am größten war, und den die schwedischen Kanoniere bald zu ihrem besonderen Zielpunkte machten. Das gewährte der treue Froben und veranlaßte seinen Gebieter unter irgend einem Vorwande, den von ihm bisher gerittenen Rappen zu besteigen, während er selbst sich auf des Kurfürsten Schimmel schwang. Kurz darauf wurde er von einer Kanonenkugel tödtlich getroffen (siehe unsere Abbildung), während der gerettete Kurfürst seine Brandenburg vorwärts zum Siege führte. — Dieser Opfertod Froben's ist von Hansaunge in seinem Werke über die Schlacht von Fehrbellin zwar bestritten worden, doch gibt es mindestens ebenso glaubwürdige Stimmen, die denselben für ein thatächliches Vorkommniß und keine Sage erklären.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 37.

Auflösung des Bilder-Räthsel's in Nr. 35:

Wer gar nichts glaubt, glaubt allzuwenig,
Wer Alles glaubt, glaubt allzuviel.

ein thatächliches Vorkommniß und keine Sage erklären.

Logogriffh.

Ist es mit N im Boot gebraucht,
Wird's gründlich naß dabei;
Was muß ich seh'n, o Schwefelstein,
Du brauchst mit B es? Gi! —
Mit F gefüllt mit Rebendhut,
Leer' mit der Zeit ich's wohlgenuth.
[Emil Noet.]

Auflösung folgt in Nr. 37.

Auflösungen von Nr. 35:

des Quadrat-Räthsel's: Scheffel;

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| P | F | E | R | D |
| P | F | A | L | Z |
| F | U | C | H | S |
| K | E | L | C | H |
| S | C | H | A | F |

des Buchstaben-Räthsel's: Grad — Grad.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung,
Kommandit-Gesellschaft auf Actia.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben
von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher
Germann Eshentins Nachfolger) in Stuttgart.